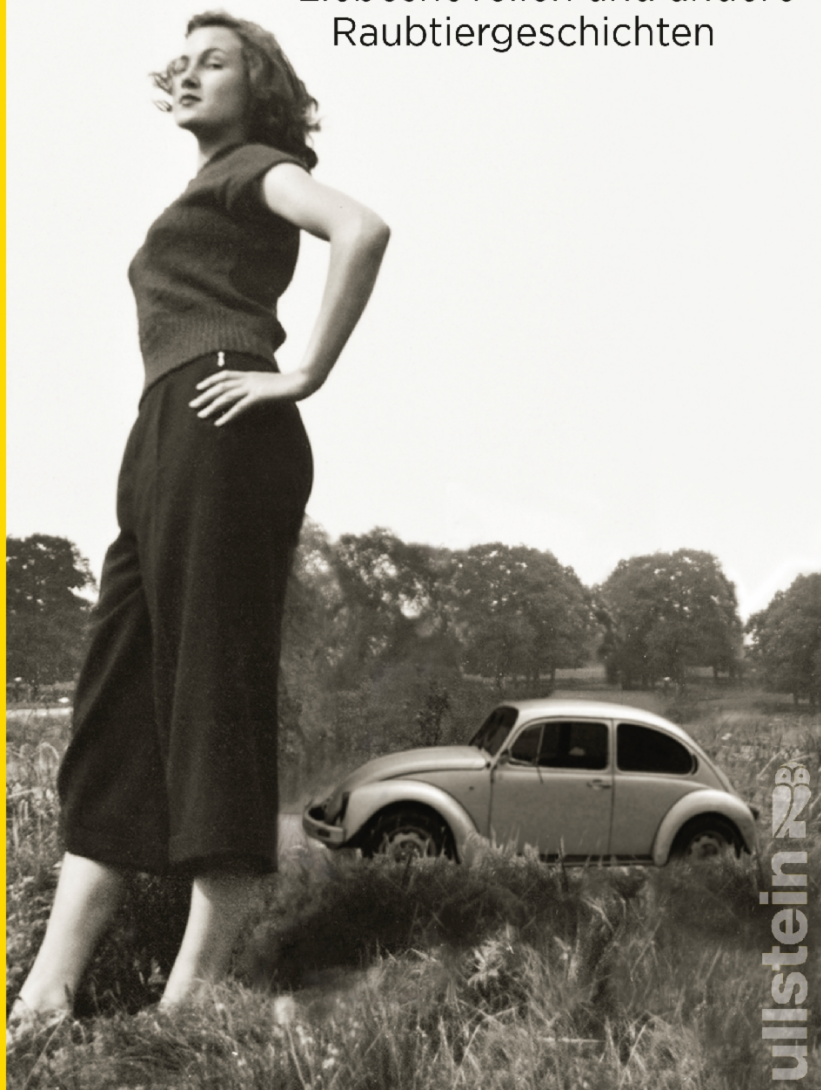


Wolf Biermann

Barbara

Liebesnovellen und andere
Raubtiergeschichten



ullstein **28**

Gedichte kann ich, Lieder auch.
Aber ohne die Poesie mit Pamela
gelänge mir keine Prosa
Wolf Biermann →



ISBN: 978-3-550-20025-0

© Wolf Biermann und Pamela Biermann

© 2019 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christian Seeger

Gesetzt aus der Fairfield LT

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

Garance comme une fleur

Nach dem Bau der Mauer, und noch lange vor meinem Verbot 1965 im Dezember, bot mir ein Bett im Krankenhaus eine willkommene Klausur. In der Charité, zwischen Luisenstraße und Mauer, entfloch ich den Vorhaltungen meiner einzigen Brigitte. Ich hatte sie mal wieder betrogen mit gleich zwei jungen Frauen, die es mir zudem komisch bequem machten, denn beide hießen Ingrid. Und ich genoss dabei den Kitzel einer politischen Eroberungsromantik: Der Rebell raubt seinen Widersachern, den übermächtigen Ober-Genossen, die Weiber. Es waren zwei bildhübsche Töchter der Nomenklatura.

Unhaltbar wurde diese wacklige Konstruktion aber, als die beiden Studentinnen sich eines schönen Tages gegen mich verbündeten. Gemeinsam suchten sie mich heim. Mir halfen keine charmanten Lügen mehr, keine Macho-Ausrederein. Kaltherzlich setzten sie mich auf'n Topp. Peinlich! Peinlich! Pein, also Schmerz. Und schmerzlich, besonders für meine leidgeprüfte Brigitte.

Ich haderte mit meinem Katzenjammer, will sagen: ein selbstmitleidiger Katerjammer. Schluss mit

all diesen Larifari-Liebeleien! Eine Ohrenentzündung hatte mich aus dem Verkehr gezogen. Im Krankenhaus besuchte mich Freund Robert. Dem Have-
mann klagte ich mein banales Leid. Und berühmte mich bei dieser günstigen Gelegenheit mit einer billigen Beknirschung. Ich beteuerte: »Nee, Robert. Von jetzt an nie wieder ...« Genauso moral-schlitzohrig nahm der Freund mich in Schutz: »Jeder ist auf der Suche nach der idealen Frau seines Lebens!« Und er lachte: »Das kenn ich! Die Sehnsucht des Mannes nach Monogamie befällt ihn immer nur im schwachen Zustand, wenn er der liebevollen Pflege bedarf!«

Ich sollte noch zwei Wochen zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben. Die Zeit kroch dahin. Die Langeweile, mon dieu! Lahm und taub lag ich in strenger Betthaft und vertrieb mir die Ewigkeiten durch Lesen in Hölderlins Hyperion. Leere Blicke auf die rote Apfelsinensonne im Fenster nach Westen. Der kühle Herbst flammte in seinen warmen Friedhofsfarben, das tröstete mich nicht.

An einem dieser düsteren Tage aber ging mir die Sonne auf. Eine Krankenschwester erschien in meinem Zimmer. Sie wollte Blutdruck messen. Nur zu! Als ich die Neue sah, erzitterte mein Herz. Galant zog ich die große, butterbleiche Frau ins Gespräch. Zog sämtliche Register, die zum Repertoire eines ausgekochten Verführers gehören. Fragte sie im Frauenverstehert-Ton nach ihrem Leben. Und auch

das kommt immer gut: Ich machte paar Witzchen auf eigene Kosten.

Mein Katerjammer? – vergessen! Beknirschung? – passé! Diese schöne Helena stachelte all meine Lebensgeister. Ich gockelte, ich schnurrte und schmeichelte dumm rum wie ein gewiefter Weiber-Leiber-Zeitvertreiber. Und nannte mich einen Dichter. Einen Liedermacher. Sie kannte weder dieses sonderbare Wort noch irgendwas von irgendeinem Wolf Biermann.

Nach ihrem Namen fragte ich die Schöne nicht, weil den wusste ich sofort: Garance! Sie war es. Endlich! die Blume meines Lebens, Garance comme une fleur ... Ironischerweise war es ausgerechnet ma chère Madame Brigitte gewesen, die ihren Hamburger Fischkopf Biermann vor paar Jahren nach Westberlin in ein kleines Kunst-Kino auf'n Ku'damm gezottelt hatte. Sie zeigte mir ihren Lieblingsfilm, »Les Enfants du Paradis«. Alles französisch. Und meine gelernte Pantomimin Brigitte übersetzte mir die hinreißenden Dialoge des Poeten Jacques Prévert. Die Hauptrolle des Pantomimen Baptiste im Theater der Seiltänzer spielte der geniale Jean-Louis Barrault, den scheuen Star des »Théâtre des Funambules« am Boulevard du Temple in Paris.

Ich erkannte in dem leuchtenden Madonnengesicht dieser Krankenschwester sofort die Schauspielerin Arletty. Ihre Rolle in diesem Jahrhundertfilm »Die Kinder des Olymp« ist die einer Bohème-Halb-

hure. Die Geschichte des Films spielt in genau den Jahren, als unser Heinrich Heine dort lebte, nicht etwa »wie Gott in Frankreich«, sondern göttlicher: »wie Heine in Paris«. Die Arletty spielt diese Rolle der Garance als ein bon vivant Ur-Weib. Und zugleich kuschelig, also chaud comme une caille! Seit ich diesen Film gesehn hatte, suchte ich – mag sein hinter dem eigenen Rücken – meine DDR-Garance.

Und nun stand sie vor mir. Trotz ihrer Krankenschwesterkluft sah ich genug. Ihre Haut schimmerte perlmuttern. Ihre Hände wie Mai-Schollen. Fett war diese Ostberliner Garance nicht, aber üppig. Das Fleisch! die Poesie! die Philosophie! Das Gesicht! Der beseelte Blick! Mich überflutete eine Begeisterung, die herrlich hysterisch war: Die Begierde hat gute Gründe, ist aber maßlos übertrieben. Im Krankenbett niedergestreckt, glotzte ich die Schöne romantisch an: nicht irgendeine Frau, die man verführen will, sondern *die* Frau!!

Ich weiß nicht, warum grad kleine Männer so scharf sind auf größere Menschinnen. Mit meinen gierigen Augen roch ich beides, ihre Lebenslust und zugleich eine wunderbar tiefe Melancholie. Ihr bittersüßer Kussmund holte mir das geschliffene Wort von Victor Hugo aus dem Gedächtnis hoch: »Melancholie ist das Vergnügen am Traurigsein.« Genau das suchte ich. Endlich, hier in der Hals-Nasen-Ohrenklinik der Charité, hatten die Götter des Olymp mir meine Garance zugespielt. Kein Traumbild, die

Frau war aus Fleisch und Blut. Nur verkleidet als Krankenschwester. Ich hatte Glück: Sie fiel auf mich rein. Und mein extravaganter Kosenamenname Garance gefiel ihr sogar.

Nebbich – ich wurde wieder kregel. Nach noch ein paar Tagen entließen mich die Ärzte. Und meine große bleiche Garance versprach mir, mich zu besuchen. Ein paar Lieder würde sie sich gerne mal anhören. Allein die Aussicht machte mir Hoffnung. Diese blonde Üppige wollte ich unbedingt verschlingen. Und als sie dann verlegen in der Tür stand – war im Grunde schon alles klar. Im Flur nahm ich ihr den Mantel ab, wir gingen ins Zimmer. Mit eleganter Drehung schwang sie ihr göttliches Hinterteil in den großen ledernen Ohrensessel und schmiegte ihren Lockenkopf an die Lehne. Sie lächelte sibyllinisch. Und kaum hatten wir die obligate Tasse schwarzen Tee mit Sahne und Kluntjes ausgetrunken, fielen wir übereinander her.

Und wie wunderbar sie auch im Dunkeln war! Ich entdeckte verblüfft etwas an ihr, was ich noch nie erlebt hatte. In meiner Venus wohnte tief innen ein Raubtierchen. Ein saftiger Schwellkörper vielleicht, nein, ein seltener Muskel musste das sein. Der schnappte nach meinem Will, zog ihn immer noch tiefer rein und massierte mein Zentralorgan im aufreizenden Rhythmus. Eine Fellatio naturalissimo! Es war das Paradies! Wir spielten das Spiel aller Spiele: Tier mit zwei Rücken. Making the beast with two

backs – so flogen wir über die Dächer von Berlin-Mitte und hoch über die Mauer hin. Und landeten nach unserem rüden Ritt rücklings auf weichen Kissen. Ich klappte die Augendeckel hoch. Von der Häuserfront gegenüber schien eine Leuchtreklame durch das Fenster. Das Rot an der Wand über meinem Lotterbett. Darin schwamm meine Garance. Ich war selig.

Meine Frau im Nebenhaus – wir lebten wie verheiratet – merkte von meinem neuen Glück zum Glück nichts. So weit lief meine leichtsinnliche Fremdgeherei wieder mal bestens. Immer kam Garance zu mir, nie besuchte ich sie. Den Grund sollte ich bald wissen: Sie hatte einen kleinen Sohn, um den sich auch ihre Mutter kümmerte. Und nach ein paar Wochen beichtete Garance mir die unerhörte Geschichte einer Erpressung.

Ein Gynäkologe vom Krankenhaus Friedrichshain hatte sie geschwängert. Als das Kind geboren war, heiratete er sie nicht, sondern haute paar Monate später ab nach Westen. Kurz darauf wurde die junge Mutter »zur Klärung eines Sachverhalts« zum Magistrat bestellt. Ein Genosse ohne Gesicht, im typischen, im auffällig unauffälligen Anorak, holte sie ab. Er brachte sie zum Verhör in die Volkspolizei-Zentrale Keibelstraße. Ein kurzer Fußweg in die Unterwelt der Macht. Der Mann hinterm Schreibtisch spielte mit offenen Karten: »Ich bin Offizier des MfS. Wir sind hier bei den Genossen

der Kriminalpolizei zu Gast, damit es für Sie etwas netter ist als bei uns im Ministerium für Staatssicherheit.«

Dann hielt er ihr eine kleine Rede: »Tja, Frau Schröder, Ihr Leben ist nicht einfach. Das Kind, die Arbeit in der Charité. Der Kindsvater, Herr Doktor Karl-Heinz Schweger, hat die DDR verraten. Er ist in den Westen abgehaun, obwohl er unserem Staat sein teures Studium verdankt. Republikflucht, das wissen Sie, ist in der Deutschen Demokratischen Republik bei Strafe verboten. Ihr sauberer Herr Doktor ist übergelaufen in das Land der Krupps und Thyssens und Schlotbarone, wo die faschistischen Revanchisten mit der NATO den nächsten Weltkrieg vorbereiten ... Wir wissen, dass Herr Dr. Schweger sich inzwischen nach Dortmund abgesetzt hat. Da bemüht er sich im Hospital um eine Stelle in der Gynäkologie. Natürlich hat er seine Flucht mit Ihrer Hilfe vorbereitet. Und nun spekulieren Sie darauf, dass er Sie im Zuge der Familienzusammenführung nachholt. Aber daraus wird nichts! Beihilfe zur Republikflucht kostet in der Regel zwei Jahre Gefängnis. Oder ein paar Jahre mehr, je nach Schwere der persönlichen Schuld.«

Die junge Frau war geschockt. Sie beteuerte, dass der Vater des Kindes ihr im Vorfeld nichts von seinen Fluchtplänen erzählt habe. Sie wisse nicht, wie es ihm hatte gelingen können, abzuhaun. Und sie log mit der Lüge, der Arzt habe sie heiraten wollen. Da

grinste der Offizier und schnarrte: »Wer's glaubt, wird selig!« – Noch ein Tritt.

Doch die getretene Seele hielt sich tapfer. Garance weinte nicht. So eröffnete der Stasimann routiniert die nächste Runde in diesem perversen Schachspiel. Es war absurd, denn meine Garance spielte nicht taktisches Schach, sondern naives Mensch-ärgere-dich-nicht. Sie blieb bei der Wahrheit, einfach, weil es die Wahrheit war. Der Vater des Sohnes hatte ihr wirklich kein Wort gesagt. Wer weiß, wahrscheinlich hatte der Mann sie einfach nur schützen wollen, und auf jeden Fall sich selbst.

Der Verhörer ätzte: »Wenn Sie wirklich nichts gewusst haben, ist das ja wohl rein menschlich auch ein Verrat an Ihnen und Ihrem gemeinsamen Kind!« – »Ja, da haben Sie leider recht«, stammelte die Verlassene. Der Mielke-Mann trieb sein Rollenspiel weiter: »Schau'n Sie, wenn Sie so offen und ehrlich mit mir reden, will auch ich ehrlich und offen mit Ihnen sein. Unserem Staat steht das Wasser bis zum Hals. Das Gesundheitswesen ist in Gefahr. Sie als Krankenschwester haben einen gewissen Einblick. Die medizinische Versorgung, um die uns die Werktätigen in Westdeutschland beneiden, bricht zusammen, wenn immer mehr Ärzte sich von den kapitalistischen Kopffägern abwerben lassen. Ihr Herr Doktor hat seine Patienten hier im Stich gelassen! Gegen den hippokratischen Eid! Aus reiner Gier!«

»Wir haben daran Interesse«, fuhr der Offizier fort, »die Fluchtwege und Organisationsstrukturen dieser kriminellen Fluchthelfer aufzudecken. Skrupellose Menschenhändler machen ein Geschäft daraus, immer neue Schlupflöcher im Antifaschistischen Schutzwall zu finden. Falsche Pässe, präparierte Personenwagen mit eingebauten Hohlräumen. Grenzdurchbrecher mit gepanzerten Lastkraftwagen, die das Leben ihrer eigenen Kinder aufs Spiel setzen. Wir haben etliche Schleusertunnel nach Westberlin aufgespürt. Jeder kennt doch solche Geschichten, man hört schließlich auch mal den RIAS, oder? All das gefährdet den Weltfrieden und schadet unserem Friedensstaat.« Garance nickte zögerlich.

»Diesen Feinden der DDR müssen und werden wir das Handwerk legen. Und wenn Ihr feiner Herr Doktor Schweger Sie mit dem Kind wirklich so schäbig sitzen gelassen hat, wie Sie jetzt behaupten, dann müssen Sie das auch beweisen. Wir geben Ihnen die Chance dazu. Das entspricht dem humanistischen Menschenbild unserer Partei.«

Er schob ihr ein Stück Papier zu. »Sie schreiben jetzt hier, an meinem Schreibtisch, handschriftlich einen hübschen Liebesbrief an den Herrn Doktor nach Dortmund: ›Mein geliebter Karl-Heinz ... Ich liebe Dich immer noch ... Du fehlst mir ... Unser Kind braucht seinen Vater ... Hole mich und unser Kind bitte so schnell wie möglich hier raus ... Du wirst schon die richtigen Helfer finden und die

Wege wissen. Und gib mir dann irgendwie Nachricht ... Ich sehne mich nach Dir ... Deine Dich liebende«, na ja, und so weiter. Wie Sie das genau formulieren, ist uns egal, geht mich nichts an. Aber in diesem Sinne. Und dann schicken wir den Brief nach drüben. Seine Adresse haben wir, er wohnt noch zur Untermiete. Und alles Übrige erledigt sich dann von selbst. Wenn er Kontakt mit Ihnen aufnimmt, um die Flucht zu organisieren, sind wir am Ball und spielen von Anfang an mit.« Der Offizier in Zivil grinste zufrieden.

Wie betäubt schrieb Garance den Lockbrief. Der Offizier blieb höflich und geduldig. Er korrigierte paar Kleinigkeiten. Sie musste dann alles noch mal ordentlich abschreiben. Aber endlich klebte er das Kuvert zu, und sie war entlassen. Sie hetzte das Treppenhaus runter. Der Vopo im Glaskasten unten am Haupteingang drückte den Türsummer. Zehn Minuten später umarmte sie ihr Kind und erzählte unter Tränen alles der Mutter.

So weit – so schlecht. Immerhin hatte Garance sich die Adresse ihres Einstmals-Zukünftigen gemerkt. Traurig, aber wahr: Dieser Schuft hatte sich bei ihr wirklich nie gemeldet. Trotzdem schrieb sie ihm nun eine Postkarte: »Lieber Karl-Heinz, ich weiß nicht, ob wir uns überhaupt noch lieben. Egal, wie es mit uns weitergeht, ich will nicht, dass Du in die Falle tappst. Die Schweine haben mich unter Druck gesetzt. Den Brief an Dich musste ich unter

Aufsicht schreiben ... Unser Paulchen ist süß, er kann bald laufen ...«

Diese Karte warf sie natürlich nicht in irgendeinen Postkasten. Zwei Wochen später, zu Weihnachten, kam mit einem Tagesvisum die alte Elli aus Westberlin zu Besuch, Schwester der Mutter. Der Tante konnte Garance vertrauen. Die Alte schob sich die Post ins Unterhemd. So wurde die heikle Nachricht nach Westberlin geschmuggelt. Dort hatte Tante Elli die Karte ordentlich frankiert in den Kasten gesteckt. Es war gelungen, Karl-Heinz zu warnen. »Ich war unendlich erleichtert!«, erinnerte sich Garance.

Vier Wochen später jedoch wurde sie zu einem nächsten Verhör abgeholt. Diesmal in die Stasizentrale in der Magdalenenstraße. Der Offizier zischte: »Tja, das ist ja gar nicht nett, was Sie da gemacht haben!« Er legte eine Postkarte auf den Tisch. »Schau'n Sie mal hier, darf ich vorlesen ...? ›Lieber Karl-Heinz, ich weiß nicht, ob wir uns überhaupt noch lieben. Egal, wie es mit uns weitergeht, ich will nicht, dass Du in die Falle tappst ...«

Die Karte lag vor ihr. In Westberlin eingesteckt von der Tante. Was niemand – schon gar nicht Garance – damals für möglich hielt: Die Staatssicherheit operierte in Westberlin so selbstverständlich wie im eigenen Vorgarten. Jedes Blumenbeet unter Kontrolle. Der Offizier sagte: »Ja, das sieht für Sie jetzt aber gar nicht gut aus, Frau Schröder, das wird teuer. Viel teurer als nur Beihilfe! Sie haben ja mit kriminel-

ler Energie versucht, die Strafverfolgung eines Verbrechens zu vereiteln, der die DDR verraten hat. Rein menschlich hab ich mich sehr getäuscht in Ihnen.«

Die junge Frau irrt vor Angst. Wie kann das sein? Wie war die Staatssicherheit an diese Karte gekommen?, dachte Garance. Der Mielke-Offizier versprach ihr drei bis vier Jahre Knast. Nicht Republikflucht, sondern schlimmer: Agententätigkeit. Die Allmacht dieses Mannes lähmte Garance. Es gab keinen Ausweg. Nichts war mehr zu leugnen. Sie konnte sich nicht verstecken. Es war ihre Karte, ihre Schrift – es waren ihre eigenen Worte. Sie saß in der Falle.

Tja, und wieder konnte der Stasimann ihr einen Vorschlag zur Güte machen. Die Schönheit war ihre Chance. Sie sollte sich im Auftrag der Staatssicherheit in Westberlin um interessante Männer kümmern. Eine Art Betreuung im Zwischenmenschlichen. Politiker, Wirtschaftsbosse, Sportler, Künstler. Der Offizier lächelte: »Wir müssen uns wehren, liebe Frau Schröder! Und da wäre es uns eine gute Hilfe, wenn so eine schöne junge DDR-Bürgerin, attraktiv wie Sie, die intelligent ist und auch mal mit gebildeten Leuten reden kann, uns dabei unterstützt! Überlegen Sie es sich gut. Sie könnten sich jetzt erkenntlich zeigen! Sie helfen uns, mit einigen wichtigen Leuten in Kontakt zu kommen, und Sie liefern uns verwertbare Informationen.« Er lächelte: »Sie müssen ja nicht jedes Mal mit solchen Männern gleich ...«

Garance unterbrach ihn schroff. Niemals werde sie solche Schmutzarbeit machen. Da schmeichelte der Offizier: »Sehen Sie, das gefällt mir an Ihnen ... Ihre Ehrlichkeit. Aber leider kann ich Ihnen dann nicht mehr helfen. Jeder ist seines Glückes Schmied. Wir zwingen niemanden ... Ich bin eben kein Schwein, wie Sie sich auf dieser Karte hier ausdrücken. Unter uns – ich persönlich halte solche Beleidigungen aus. Aber die Genossen Richter und der Staatsanwalt denken da bestimmt anders. Schweine ... Tja, mit mir Schwein hätten Sie Schwein gehabt ... Hahaha«, grunzte das Schwein, »aber dieses dumme Wort wird Sie wohl ein Jahr extra kosten. Da wäre so 'n netter Abend in Westberlin doch viel angenehmer ...«

»Ich bin Krankenschwester«, sagte Garance, »keine Hure!« Der Stasi griff den Gedanken auf: »Eben. Im Kalten Krieg sollten Sie als Krankenschwester für die DDR ihren Dienst leisten.«

Garance geriet in Panik. »Schauen Sie«, flötete der Mann, »ich bin wirklich kein Schwein, wir können uns diese Menschlichkeit leisten. Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit. Sie müssen mit den Männern in Westberlin nicht immer gleich ins Bett gehen. Ich bin ja auch kein Zuhälter. Die Staatssicherheit ist schließlich kein Bordell.« Er grünte: »Im Gegenteil, ich würde sagen, ich bin eher ein Offenhälter. Hahaha! Ja, ein Offenhälter! Hahaha ... Ich halte Ihnen die Tür noch offen!« Der Stasimann fand sich witzig. Er lachte sich in den fetten Hals. »Aber nu mal im Ernst«, redete